

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 11 (1931-1932)  
**Heft:** 9  
  
**Rubrik:** Lese-Proben

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

und die Bearbeitung ist von Herrn Dr. Alfred Hartmann getroffen worden, ein Musterbeispiel, wie Anmerkungen auf den knappsten Ausdruck einer Erläuterung und Erklärung gebracht werden können: gewissenhafteste Arbeit und zuverlässiges Wissen verbinden sich hier auf kleinstem Raum. Diese Anmerkungen gestatten auch demjenigen, dessen Latein eingerostet ist, bei gelinder Anstrengung sich dem von Jacob Burckhardt so geprägten Genusse der Beschäftigung mit den Quellen hinzugeben. Ein otium cum dignitate zu verbringen, kann nicht leicht glücklicher als durch Vertiefung in diese Sammlung geschehen.

Besonders reizvoll sind die am Schlusse mitgeteilten Inschriften einiger berühmter Grabdenkmäler hauptsächlich aus dem Münsterkreuzgang. Wer etwa schon vermeint hatte, so im Vorbeigehen sie lesen zu können, hat sich von der Schwierigkeit, die sie durch ihre Gedrängtheit und die gehobene Sprache verursachen, überzeugt. In der Hartmann'schen Basilea Latina (Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartementes Basel-Stadt, 1931) und freundlich vom Herausgeber unterstützt, kann er sich in aller Ruhe an die Entzifferung heranmachen.

Gerhard Boerlin.

## Lese-Proben

### Simon Gfeller: Drätti, Müetti u der Chlyn.

(Simon Gfeller: Drätti, Müetti u der Chlyn, Bilder us myr Suebezyl; Verlag Franke, Bern, 1931.)

We Drätti guet ischt usgleit gsi, het er mängischt afoh brichte vo alte Zite u wie's denn ggange shg. Shg Großvater shg e Schumeischter gsi, e Schumeischter u Wäber, ganz so eine, wie se der Gotthälf gschilderet heig. Der Wäbstuehl shg imen Egge vo der Schuelstube gštange, u wen es Ching sh Frog heig uswändig chönne, shg es zum Wäbstuehl vüre cho ussäge. Dä, wo se-n-alben am schlächtischt chönne heig, shg em Schumeischter sh Junge gsi. Der Großvater hätt au gärn e Schumeischter us ihm gmacht, aber do dra shg gar nid gsi z'däiche. Drättis Vater heig e schwache Chops gha u shg ganz en Ungschickte gsi, u das heig der Großvater erschrödeli gmüeli. Der Vater shg du au e Wäber worde, heig's aber sfr Läbelang nienehi brunge. Solang s'alte Gäld no im Umlauf gsi shg, heig er der Wäbloon no mit Angscht u Not sälber chönnen usrächne; aber mit der neue Währig shg er niemeh zgrächt cho. Ar, Drätti, heig ihm de albe müessen usrächne, was er für nes Wub höüsche dörf.

Vo sfr Muetter het Drätti nie vil erzellt, nume, sie shg en armi, bräschthasti Frau gsi, u wo der Vater shg gstorbe gsi, heig är sche müessen erhalte u dertürwillen ersch spät chönne hürate. Vom Vater heig er'sch Wäbe lehrt gha, u zwüschihe shg er de go tavne. Aber es heig derby chuum usegluegt, daß me dervo heig chönne läbe. Dennzemol heig me no für füfezwanzg bis füfedrygg Rappen im Tag u bi magerer Choscht müesse fuhre hache, bis ein schier der Rüggen abenangere gheit shg. Vo Znüuni u Zobe heig men i über Gäget no nüt gwüft u mängisch vor Müedi u Hunger d'Haue u d'Bei fasch nümme möge glüpfse. Halblynnigi Chleider heigi nume die Rychsche vermöge, die angere heigi zwilchigi treit u shgi am Sunndi i Zwilchchleideren i d'Chilche. Wo 's Znüuni- u Zobenäissen uufcho shg, heigi vil Buure gschraue, jekz müesse sie verlumpe, die unerhörti Frässerei shg der Ungerang vom ganze Buurestang. U wo alls Sperze dergäge nienerfür gsi shg, heige sie ersch rächt wellen uf d'Löhn drüce u gjammeret, sie vermögen abselut nid meh z'gäh. Drum heigi är u Müetti als lydig weni chönne näbenume tue u z'säges mit nüt müessen afoh.

(Aus dem Bild „Drätti u Müetti“, S. 272/73.)

## Carl Friedrich Wiegand: Vagant und Vagabund.

(Carl Friedrich Wiegand: Vagant und Vagabund. Zwei Novellen. Verlag Huber, Frauenfeld, 1931.)

Nachdem sie vertraut ein Stück schweigend zurückgelegt hatten, innerlich gespannt und verlegen, einen Anfang zu finden, fragte Annina:

„Werdet Ihr bis zur Abfahrt auf der Alp bleiben?“

„Warum fragt Ihr?“ entgegnete Fortunatus.

„Der Vater hat davon gesprochen, daß er die Arbeit allein nicht zuwege bringe und Hilfe brauche.“

„Er mußte in früheren Jahren doch auch ohne Hilfe fertig werden,“ antwortete Moser.

„Freilich,“ sagte Annina, „aber er ist nicht mehr der Jüngste, und die Arbeit zu groß. Ihr habt ihn verwöhnt.“ Moser schwieg. Nach einer Weile begann Annina von neuem:

„So lang Ihr unten geschafft, ging alles ordentlich.“

„So!“ sagte Moser.

„Ihr habt doch alles allein gemacht,“ fügte sie hinzu.

„Findest der Ummann,“ forschte Moser, „daß ich die Arbeit recht gemacht habe?“

„Wißt Ihr das nicht?“ entgegnete Annina fast vorwurfsvoll.

„Nein, das weiß ich nicht!“ entgegnete Moser kalt. „Kein Wort hat er je zu mir gesagt, kein einziges Wort der Anerkennung.“

„Das ist halt so seine Art,“ entschuldigte Annina, „Ihr kennt ihn ja genau, vielleicht besser als ich.“

„Ich glaube, daß ich ihn kenne,“ antwortete er, Wort für Wort betonend. „Er ist Meister, ich bin der Knecht. Er ist ein Bündner, und ich bin ein Heimatloser, ein Vagant, ein Geduldeter. Bei der größten Augusthitze könnte man in seiner Nähe erfrieren.“

„Was soll das heißen?“ erhob sich Annina.

„Das soll heißen,“ sagte Fortunatus, ohne im geringsten die Ruhe zu versieren, „daß ich bis zur Stunde ebenso wenig aus ihm wie aus seiner Tochter klug geworden bin.“

Ehe ich von Argün abreiste, betrat ich noch einmal das Pfarrhaus und dankte dem Pfarrer für die Freundschaft, die er mir in diesen Tagen erwiesen. Der klarsichtige Geistliche sagte, fein lächelnd:

„Es ist halt eine rechte Blutaussöhnung für uns Argüner gewesen, daß dieser Mann in unsere Gemeinde kam. . . Kommen Sie doch einmal an einem Sonntag in die Kirche, wählen Sie Ihren Platz auf der Empore, um einen guten Überblick über die gesamte Kirchgemeinde zu gewinnen. Alle Flachshäupter und Rotköpfe — und es sind auch gar manche Kinder mit entzückenden rotgoldenen Löcklein darunter — heißen Moser, sind Kinder oder Kindeskinde des alten Zugewanderten.“

Ich folgte dem Rate des Pfarrers. Unter den schwarzhaarigen Graubündnern sahen fast in jeder Bank Flachshaarige und Rotköpfe. Nach dem Gottesdienste durchwanderte ich noch einmal Argün und hörte, daß der Name des Fortunatus jetzt schon im dritten Gliede vorhanden sei, denn auch die Enkel des Uralten waren im Kinderreichthum hinter ihrem Vater nicht zurückgeblieben und setzten tüchtig seinen Namen fort.

(Aus der Erzählung „Der Groberer von Argün“, S. 73/74 u. 91.)

## Wilhelm Schäfer: Wahlheimat.

(Wilhelm Schäfer: Wahlheimat; Bd. 71 der „Schweiz im deutschen Geistesleben“, Verlag Huber, Frauenfeld, 1931.)

Wenn wir Reichsdeutschen von der Eidgenossenschaft hören, denken wir wohl oder übel durch Schillers Tell, mit welchem Drama er den Schweizern ihre eigentliche Nationaldichtung in die endgültige Form gebracht, uns ihre Romantik ge-

geben hat: wir sehen „freies Volk auf freier Erde“... Das ist im Grunde auch so; nur haben die Zeitverhältnisse den Grundbestand bis zur Unkenntlichkeit verschüttet. Genau so, wie die mittelalterliche Stadtgeschichte von Zürich unter den Bürgermeistern Brun, Stüssi und Waldbmann den Stadtgeschichten im Reich entspricht als Kampf der Zünfte gegen die adeligen Herren, genau so entsprechen die Zürcher und eidgenössischen Verhältnisse im achtzehnten Jahrhundert dem Absolutismus, wie er uns damals regierte. Statt der Fürsten sind es die übermütigen und grausamen Stadtherren, die das „niedere Volk“ als „Untertanen“ plagen und den Bauern mehr oder weniger in Leibeigenschaft halten: die Missachtung der „Menschenrechte“ war die gleiche.

Eben weil dies so war und weil schon den Knaben — der als Sohn eines Stadtbürgers „Herrenrechte“ hatte — bei seinem Großvater, dem Pfarrer in Höngg, die „Betteljagd“ und all die andern Ungerechtigkeiten empörten, darum wurde Pestalozzi durch den Feuerbrand des „Emil“ schon als Student ein Empörer, darum machte er sich als Retter der Armen auf dem Birrfeld mißliebig...

Im Zürcher Gebiet wäre eine Pestalozzische Anstalt überhaupt unmöglich gewesen, weil er dort unter den Chorherren seine hochmütigsten und schärfsten Feinde hatte; in Stans konnte er sich nur kurze Zeit durch die Maßnahmen des revolutionären „Direktoriums“ halten; aus Burgdorf wurde er durch die Berner Herren „evakuiert“, wie man heute sagen würde; und daß ihn die Leute von Nyon so lange machen ließen, kam nur daher, weil sie selber als Waadtländer befreite Untertanen von Bern waren und mit dem landfremden Empörer „fraternisierten“.

Die wirkliche Unterstützung von einer Regierung und die planmäßige Einführung seiner Methode ist Pestalozzi überhaupt nicht aus der Schweizer Heimat gekommen — von der kurzen Stapferzeit abgesehen —, sondern aus Preußen, wo dichte sein begeisterter Prophet wurde. Hier entsprach sein Erziehungsplan der durch Stein betriebenen Erneuerung des Staates; eine derartige Erneuerung ist in der wiederhergestellten Eidgenossenschaft zu Pestalozzis Zeiten nicht erwogen worden.

Jene grausame Erfahrung, die fast ein Naturgesetz scheint, daß kein Prophet in seinem Vaterland angenehm sei, hat sich an Pestalozzi besonders bitter erfüllt. Die Zeit, da der gescheiterte Armeinarr vom Birrfeld als Mann vorübergehend in seiner Vaterstadt lebte, war jene, da der Nichtbürger Noz ihm seinen bürgerlichen Namen für jährlich tausend Gulden und „freie Station“ abgekauft hatte, um ein Seidengeschäft damit zu betreiben, in welchem Pestalozzi offenbar noch als eine Art Geschäftsreisender verbraucht wurde. Dabei hatte er längst Weltruhm mit seinem „Lienhard und Gertrud“ erworben.

Es war und ist in Zürich nicht anders als sonst in der Welt: um so rasch wie Alfred Escher zu einem stolzen Brunnendenkmal zu kommen, muß man zur äußeren Wohlfahrt beigetragen haben oder ein Kriegsheld gewesen sein. Die geistigen Leistungen vollziehen sich meist oder immer in einem Lebensgrund, der durch sie aufgerührt und gegen den Aufrührer gereizt wird.“

(S. 50 u. ff.)

# Aus Zeit und Streit

## Zur Psychologie des Deutschschweizers.

Die schweizerische Telephonverwaltung ist in sehr eifriger und geschickter Weise bestrebt, die Benützung des Telefons immer allgemeiner einzubürgern. Daß sie damit Erfolg hat, zeigen die Zahlen ihrer Rechnung. Jetzt verbreitet sie eine gesällige und wirklich auflärende Drucksache über die Telephonverbindungen mit dem Auslande, die zweit-

sellos ihre Wirkung auch nicht verfehlten wird.

Das Werbeschrißtchen ist für die deutsche Schweiz bestimmt und demgemäß ganz deutsch abgesetzt. Auf der begleitenden Karte, die in geschickter Weise die Verbindungs möglichkeiten und die dafür geltenden Preise illustriert, finden wir jedoch eine ganz merkwürdige